

gierte, während der hypermaskuline Draufgänger nicht vorkommt. Gleichzeitig wird Distanz zu einer umstandslosen Übernahme von Erwartungen der Frauenbewegung ebenso deutlich gemacht wie Ironie ein vielfältig gebrauchtes Stilmittel ist, um die neuen Ambivalenzen der eigenen Rolle zu charakterisieren. Nach Meuser handelt es sich lediglich um eine „aufgeklärte‘ hegemoniale Männlichkeit“ die nicht bis zur kritischen Selbstreflexion vorankommt.

Insgesamt überzeugt der Band durch die vielfältigen Zugänge zu einer Differenzierung von „Männlichkeiten“ in Binnen- und Außenansichten, sowie einer sehr genauen Analyse des – oft noch sehr geringen – Wandels der Geschlechterverhältnisse. Mehrere der stringent argumentierenden Beiträge beruhen auf größeren Arbeiten, wo detailhungrigere Leser sich weiter informieren können. Bedauerlich ist nur, dass auch für einen so guten Band verlegerisch offenbar kein Lektorat mehr möglich ist: Ein Verhältnis mit einer Kollegin wird auch in einer neuen Geschlechterordnung sicher etwas anderes bleiben als zu ihr (116) und die Polizei wird weiterhin den „Schutz ‚vor‘ – und nicht ‚von‘ – physischen Übergriffen“ gewährleisten müssen.

Martin Dinges, Stuttgart

Richard van Dülmen Hg., **Entdeckung des Ich. Die Geschichte der Individualisierung vom Mittelalter bis zur Gegenwart.** Böhlau: Köln/Weimar/Wien 2001, 638 S., EUR 66,00, ISBN 3-41202-901-7.<sup>1</sup>

Spätestens seit Jacob Burckhardts „Die Kultur der Renaissance in Italien“ (1860) erfreut sich das Individuum regen Interesses in der Geschichtswissenschaft. Seine „Entdeckung“ berührt offenbar Empfindungen, die Intellektuelle vielfach und bereits seit fast anderthalb Jahrhunderten beschäftigen und die von ihnen in wissenschaftlicher Form zum Ausdruck gebracht werden. Für die Geschichte liegt die Faszination des Themas, die auch ein breiteres Publikum anzieht, offenbar in der *Entdeckung* des Individuums, was

1 Richard van Dülmen: Einleitung; Karl-Heinz Ohlig: Christentum – Kirche – Individuum; Peter Dinzelbacher: Das erzwungene Individuum, Sündenbewußtsein und Pflichtbeichte; Dieter Kartschoke: Ich-Darstellung in der volkssprachlichen Literatur; Christoph Wagner: Porträt und Selbstbildnis; Otto Ulbricht: Ich-Erfahrung. Individualität in Autobiographien; David W. Sabeau: Selbsterkundung. Beichte und Abendmahl; Eva Labouvie: Individuelle Körper. Zur Selbstwahrnehmung mit „Haut und Haar“; Werner Troßbach: Individuum und Gemeinde in der ländlichen Welt; Friedrich Vollhardt: Eigennutz – Selbstliebe – Individuelles Glück; Wolfgang Schmale: Menschenrechte – Individuelle Freiheit – Selbstbestimmung; Richard van Dülmen: Freundschaftskult und Kultivierung der Individualität um 1800; Rebekka Habermas: Bürgerliche Kleinfamilie – Liebesheirat; Manfred Hettling: Bürgerliche Selbstbehauptung – Politischer Individualismus; Margrit Grabas: Individuum und industrielle Arbeit; Michael Sonntag: Vermessung der Seele. Zur Entstehung der Psychologie als Wissenschaft; Ruth E. Mohrmann: Individuelle Gestaltung im Privaten – Häusliches Leben; Hermann Glaser: Bürgerlicher Hedonismus; Clemens Zimmermann: Krieg, Individualität und Selbstbehauptung; Andreas Gestrich: Kindheit und Jugend – Individuelle Entfaltung im 20. Jahrhundert; Bärbel Kuhn/Christiane Köhser-Spohn: Befreite Liebe; Bernd Wedemeyer: Sport und Körper – Zwischen Leibesübung und Selbstfindung; Claudia Wiesemann: Individuelle Leiden. Sterben – Tod; Gerhard Schulze: Inszenierte Individualität – Ein modernes Theater; Klaus Zang/Wolfram Henn: Der geklonte Mensch – Ein Individuum?

sich mit einer Reihe anderer „Entdeckungen“ und Anfänge zusammen schließt – mit der Entdeckung Amerikas, der Entstehung des Staates, des Kapitalismus, der bürgerlichen Gesellschaft und der Autobiographie. Alle diese klassischen Topoi historischer Erzählungen werden mit der Gewinnung neuer, offener und weiter Räume assoziiert und mit der Befreiung von Fesseln, die derlei Freiheiten zuvor behinderten. Schließlich bündelt sich all dies in einer einzigen Metaerzählung vom Prozess der Modernisierung, geknüpft an die Neuzeit und an die westliche Welt.

In den letzten Jahrzehnten haben die Mediävistik und die Frühneuzeitforschung eine ganze Reihe von Erkenntnissen gewonnen, die für eine erneute Beschäftigung mit dem Thema grundlegend sind. So hat Hans Medick darauf hingewiesen, dass Geschichtskonstruktionen wie die der Individualisierung eine zentristische Sichtweise implizieren; zu Recht kritisiert er, dass historische Prozesse dabei auf einen Aspekt reduziert und als bloße Vorgeschichte (der gegenwärtigen eigenen Verhältnisse) ihrer Eigenständigkeit und Fremdheit entkleidet werden. Peter Burke hat auf die ethnozentrischen Engführungen aufmerksam gemacht, die Individualität und individualistische Selbstkonzepte ebenso wie autobiographisches Schreiben als spezifisch für die westliche europäische Kultur erklären, während ein kurzer Blick etwa auf Japan oder China schnell ein anderes Bild erkennen lässt. Kritisch hat auch August Nitschke notiert, dass in den Individualitätskonzepten der Geschichtswissenschaft ein eurozentrisches Personkonzept zum Maßstab der Kulturen aller Gegenden und Zeiten gemacht und dass genau dies zum Kern *einer einzigen* Natur des Menschen erklärt wird. Schließlich ergibt sich aus den Beiträgen von Caroline Walker Bynum, Natalie Zemon Davis und David Sabean eine grundlegende Infragestellung des Konzepts vom isolierten, autonomen Individuum, wie es in der Forschung meist verwendet wird: Die Frage nach dem Individuum ist falsch gestellt, wenn dabei klare und feste Grenzen vorausgesetzt sind, die eine für sich stehende Person umschreiben. Derlei Grenzen umfassten für frühneuzeitliche Menschen vielmehr ganze soziale Gebilde mitsamt ihren internen sozialen Verflechtungen und Machtverhältnissen. Einzelne Menschen, Männer ebenso wie Frauen, handelten und verstanden sich von ihren Positionen her, die sie innerhalb dieser Netzwerke einnahmen. Verhältnisse und Beziehungen zu anderen waren von vornherein Bestandteil, zugleich aber Voraussetzung der Individualität einzelner Menschen.<sup>2</sup>

2 Hans Medick, „Missionare im Ruderboot“? Ethnologische Erkenntnisweisen als Herausforderung an die Sozialgeschichte, in: Alf Lüdtke Hg., *Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen*, Frankfurt a. M./New York 1989, 48–84; Peter Burke, *Representations of the Self from Petrarch to Descartes*, in: Roy Porter Hg., *Rewriting the Self. Histories from the Renaissance to the Present*, London/New York 1997, 17–28; August Nitschke, *Gegen eine anthropozentrische Geschichtswissenschaft. Die Bedeutung der nichteuropäischen Kulturen für den Standort der Historiker*, in: *Historische Zeitschrift*, 265, 2 (1997), 281–307; Caroline Walker Bynum, *Did the Twelfth Century Discover the Individual?*, in: *Journal of Ecclesiastical History*, 31, 1 (1980), 1–17, überarbeitet in: ebd., *Jesus as Mother. Studies in the Spirituality of the High Middle Ages*, Berkeley/Los Angeles/London 1982, 82–109; Natalie Zemon Davis, *Boundaries and the Sense of Self in Sixteenth-Century France*, in: Thomas C. Heller u.a. Hg., *Reconstructing Individualism. Autonomy, Individuality, and the Self in Western Thought*, Stanford 1986, 53–63, 332–335 (dt. *Bindung und Freiheit. Die Grenzen des Selbst im Frankreich des 16. Jahrhunderts*, in: Natalie Zemon Davis, *Frauen und Gesellschaft am Beginn der Neuzeit. Studien über Familie, Religion und die Wandlungsfähigkeit des sozialen Körpers*, Berlin 1986, 7–18, 133–135); David Sabean, *Production of the Self during the Age of Confessionalism*, in: *Central European History*, 29 (1996), 1–18.

Unbeeindruckt von all diesen Diskussionen hält Richard van Dülmen an seinem Konzept fest. Nachdem er bereits 1997 aus eigener Feder ein ganzes Buch über „Die Entdeckung des Individuums, 1500–1800“ publiziert hatte, legt er nun als Herausgeber einen weiteren, umfangreichen Band mit zahlreichen Einzelbeiträgen zum gleichen Thema vor. Um es gleich vorweg zu sagen: Das Buch enttäuscht insgesamt, enthält aber auch eine Reihe von wichtigen Aufsätzen. Die Enttäuschung gründet in konzeptionellen Punkten, deren gleich einige aufzuzählen sind. Erstens: Für welches Publikum ist dieses Buch wirklich gedacht? Der Herausgeber will, so sagt er in seiner Einleitung, „ein breites interessiertes Laienpublikum“ (6) ansprechen. Dafür aber sind die meisten Beiträge denn doch zu kompliziert geschrieben und zu speziell in der Anlage. Also hat man de facto offenbar an ein Fachpublikum gedacht. Dieses aber muss nicht nur erwarten können, dass die einschlägige Forschung verarbeitet wurde (das wäre ohnehin in jedem Fall selbstverständlich), sondern dass dies auch ausdrücklich sichtbar gemacht und dass schließlich die eigene Fragestellung vor diesem Hintergrund geklärt wird. Es wäre also unabdingbar, im Licht der skizzierten Forschung darüber nachzudenken, welches Verständnis von „Individuum“ und „Individualität“ man selbst zugrunde legt und warum man es gegebenenfalls für vertretbar hält, trotz der massiven Anfragen am klassischen Individualitätsbegriff festzuhalten. Tatsächlich aber spart sich schon der Herausgeber (in seiner Einleitung) diese Mühe, und auch die einzelnen Beiträge lassen von den angedeuteten Debatten keine Spur erkennen. Eine Ausnahme ist der wichtige Aufsatz von David Sabeau, der bereits 1996 erstmals auf Englisch erschienen ist (nicht, wie irrig vermerkt, 1997) und der eine der erwähnten grundlegenden Infragestellungen eines allzu einlinigen Individualitäts- und Individualisierungsverständnisses beinhaltet. So sehr es freut, dass dieser zentrale Beitrag nun auch in deutscher Übersetzung verfügbar ist, so sehr verwundert es doch auch, dass er als erratischer Block neben den anderen Beiträgen stehen bleibt, undiskutiert und offensichtlich unrezipiert – und dies, obwohl der Herausgeber betont, in diesem Band sei nicht nur Einzelnes gesammelt, sondern man habe zusammen gearbeitet. Die gleiche Kommunikationslosigkeit kennzeichnet auch den Umgang mit den von Dieter Kartschoke vortragenen methodischen Überlegungen, die zudem bereits für die Konzeption des ganzen Bandes eminent wichtig gewesen wären. Für volkssprachliche literarische Texte des Mittelalters stellt er fest, dass einzelne Spuren von Individualität sehr wohl und zahlreich festzustellen, aber jeweils auf nicht-individualistische Gesellschaftskonzepte bezogen und daraus erst recht keine zusammenhängenden Entwicklungslinien rekonstruierbar seien. Mit anderen Worten: Auch wenn man etwas feststellt, was dem eigenen Begriff von Individualität entspricht, heißt dies noch lange nicht, dass in den Quellen eine solche Art von Individualität zum Ausdruck gebracht wurde. Erst durch sorgfältige und zum Teil aufwendige Kontextualisierung könnte dies wirklich geklärt werden. Die Ergebnisse sind dann, wie es sich bei Kartschoke, Sabeau oder auch Troßbach abzeichnet, sehr viel komplexer und lassen das Reden von Individualitäten nur im Plural und im Bezug zu größeren sozialen Zusammenhängen und Herrschaftsverhältnissen angemessen erscheinen.

Je näher die Beiträge dem 19. und 20. Jahrhundert rücken, um so differenzierter argumentieren die VerfasserInnen und um so genauer bestimmen sie den jeweiligen Gesichtspunkt, den sie mit ihrem Beitrag behandeln wollen. Hier wird auch klarer als im Mittelalter- und Frühneuzeit-Teil gesehen, dass Individualität als ein Element in komple-

xen Zusammenhängen zu verorten und zum Teil durchaus ambivalent zu bewerten ist – so heben etwa Andreas Gestrich und Bernd Wedemeyer fürs 20. Jahrhundert Ambivalenzen und äußerst unterschiedliche Perspektiven auf die gleichen Phänomene hervor. Wolfgang Schmale und Rebekka Habermas machen für die Französische Revolution und das frühe 19. Jahrhundert nachdrücklich auf die in Individualitätskonzepten implizierten Geschlechteraspekte aufmerksam. Ähnlich wie Rebekka Habermas für das 19. unterstreichen auch Bärbel Kuhn und Christiane Kohser-Spohn für das 20. Jahrhundert, dass Individualitätsmöglichkeiten durch die gesellschaftliche Strukturierung von familiären und sexuellen Lebensformen bereitgestellt (oder auch versperrt) werden.

Vor allem diese letzteren Beiträge bestätigen, was die umfangreiche, in vielen Disziplinen betriebene Forschung auch gezeigt hat: Das Individuum ist alles andere als eine einfache Tatsache des persönlichen und sozialen Lebens, nach der man nun einfach die Geschichte absuchen könnte. Es handelt sich vielmehr zuallererst um ein Konzept – eine Brille, die man auswählt, den jeweiligen Absichten anpasst und mit der man die Realität sodann betrachtet. Knüpft man an den bisherigen mainstream der Forschung an – vor allem unter dem Signum der Entdeckung oder Entstehung „des“ modernen Individuums –, so hantiert man mit einem normativen Person- und Epochenkonzept, das mannigfache Aspekte europäischer und eurozentrischer Dominanzkultur transportiert. Das gängige Konzept vom isolierten, autonomen Individuum, für das soziale Beziehungen von vornherein nur als Fesseln veranschlagt werden, wird, wie die feministische Forschung herausgestellt hat, bevorzugt auf männliche Personen angewandt; zugleich bleiben die implizierten Geschlechterkomponenten ebenso wie übrigens auch soziale und religiöse Aspekte vielfach unreflektiert: Das Individuum wird in der Regel gedacht als männlich, christlich, weiß, europäisch und vor allem den schriftfreudigen Schichten der Gelehrten und Schriftsteller angehörend, als nicht adlig, nicht bäuerlich (darauf macht Troßbach aufmerksam) und auch sonst nicht den Unterschichten (so Margrit Grabas) oder irgendwie Marginalisierten zugehörig. Dass etliche einzelne Beiträge diese Probleme in Teilen sichtbar werden lassen, macht den Band beachtenswert. Dass dies aber nicht von vornherein und durchgängig reflektiert wird, und dass der nationale Rahmen des Quellenmaterials auch nicht zur Gewinnung eines transterritorialen Problemhorizonts verlassen wurde, überzeugt nicht nur politisch, sondern auch wissenschaftlich keineswegs.

*Gabriele Jancke, Berlin*

**Gabriele Jancke, *Autobiographie als soziale Praxis. Beziehungskonzepte in Selbstzeugnissen des 15. und 16. Jahrhunderts im deutschsprachigen Raum* (Selbstzeugnisse der Neuzeit; 10). Köln: Böhlau 2002, 264 S., EUR 29,90, ISBN 3-41213-201-2.**

Gabriele Jancke eröffnet ihr Buch mit erfrischender Deutlichkeit: Nach der Lektüre von hunderten gedruckten Quellen sei ihr „kein Geschehen, kein Prozess, keine Struktur ... auch nur mehr vorstellbar ohne AkteurlInnen, die benannt werden können, und das Reden über *die* Gesellschaft oder *die* Kultur“ (VII) – scheinbar ihr höchst fragwürdig. Im Zentrum ihrer Auseinandersetzung mit autobiografischem Schreiben steht dessen Einbet-